

**ALBA DE
CÉSPEDES**

**DAS
VERBOTENE
NOTIZBUCH**

it

ROMAN



insel taschenbuch 4942
Alba de Céspedes
Das verbotene Notizbuch



Es sind die Nachkriegsjahre in Rom, und Valeria führt das bescheidene und unscheinbare Leben einer Frau der Mittelschicht. Sie ist Mutter, Gattin und Büroangestellte. Mehr sieht niemand in ihr, seit Jahren hat sie ihren eigenen Namen nicht gehört, sogar ihr Mann nennt sie »Mama«. Doch als sie beginnt, regelmäßig in ein Notizheft zu schreiben, verändert sich allmählich etwas in ihr. Valeria erkundet ihr Inneres, geht auf die Suche nach ihren eigenen Sehnsüchten und Ängsten. Langsam beginnt sie, sich kleiner Lügen zu bedienen, sich heimlich mit ihrem Chef zu treffen und die Forderungen ihrer Kinder zu übergehen. Bis sie glaubt, einen Schritt zu weit gegangen zu sein ...

Alba de Céspedes wurde 1911 in Rom als Tochter eines kubanischen Vaters und einer italienischen Mutter geboren. Ihr erster Roman fiel wegen seiner zu selbstbestimmten Frauenfiguren der Zensur zum Opfer. Während des Krieges war de Céspedes im aktiven Widerstand und wurde zweimal inhaftiert. Später arbeitete sie als Radio- und Fernsehjournalistin, schrieb Prosa, Lyrik und fürs Theater. Ihre Romane waren internationale Bestseller. Sie starb 1997 in Paris.

Verena von Koskull hat Italienisch, Englisch und Kunstgeschichte studiert. 2020 wurde sie mit dem Deutsch-Italienischen Übersetzerpreis ausgezeichnet.

Alba de Céspedes

Das verbotene Notizbuch

Roman

Aus dem Italienischen von
Verena von Koskull

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 1952 unter dem Titel
Quaderno proibito bei Mondadori Libri S.p.A., Milano

Die Übersetzung dieses Buches ist dank einer Förderung
des italienischen Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten
und Internationale Kooperation entstanden.

Erste Auflage 2022

insel taschenbuch 4942

© der deutschsprachigen Ausgabe Insel Verlag

Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2021

© Mondadori Libri S.p.A., Milano

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und

Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Designbüro Lübbecke, Naumann, Thoben, Köln

Umschlagfoto: Andrew Buchanan/Mondadori Portfolio, Mailand

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68242-4

www.insel-verlag.de

Das verbotene Notizbuch

Señor don Blas, de qué libro
Ha sacado usted ese texto?

Del teatro de la vida
Humana que es donde leo.

Ramón de la Cruz

26. November 1950

Es war ein Fehler, dieses Heft zu kaufen, ein schlimmer Fehler. Aber jetzt ist es zu spät für Gewissensbisse, es gibt kein Zurück. Ich weiß nicht einmal, was mich dazu bewog, es war Zufall. Ich hatte nie daran gedacht, Tagebuch zu führen, zumal ein Tagebuch geheim bleiben sollte und ich es vor Michele und den Kindern verstecken müsste. Ich mag keine Heimlichkeiten; in unserer Wohnung ist sowieso viel zu wenig Platz dafür. Es kam so: Vor vierzehn Tagen, es war Sonntag, ging ich frühmorgens aus dem Haus. Ich wollte Zigaretten für Michele kaufen, damit er sie beim Aufwachen auf dem Nachttisch vorfände: Sonntags schläft er immer lang. Es war ein wunderschöner, warmer Tag, trotz des fortgeschrittenen Herbstes. Als ich auf der Sonnenseite durch die Straßen schlenderte, die noch grünen Bäume und die Passanten in Feiertagsstimmung sah, empfand ich eine kindliche Freude. Ich beschloss, einen kleinen Spaziergang bis zum Tabakladen am Platz zu machen. Am Stand der Blumenfrau warteten viele Menschen, und ich stellte mich ebenfalls an und kaufte einen Strauß Ringelblumen. »Sonntags braucht es ein paar Blumen auf dem Tisch«, sagte die Blumenfrau zu mir, »Männer haben ein Auge für so was«. Ich nickte lächelnd: Doch eigentlich dachte ich bei meinem Kauf weder an Michele noch an Riccardo, der für Blumen viel übrighat. Ich kaufte sie für mich, um sie unterwegs in der Hand zu halten. Beim Tabakhändler war viel los. Während ich mit dem bereits abgezählten Geld in der Schlange stand, fiel

mein Blick auf einen Stapel Hefte im Schaufenster. Es waren schwarze, glänzende, dicke Hefte, wie ich sie aus meiner Schulzeit kannte und in die ich – ehe sie überhaupt in Gebrauch zu nehmen – hingebungsvoll meinen Namen vorn auf die erste Seite schrieb: Valeria. »Ein Heft nehme ich auch«, sagte ich und kramte in der Handtasche nach weiterem Geld. Als ich wieder aufblickte, hatte der Tabakhändler eine strenge Miene aufgesetzt, um mir zu sagen: »Das geht nicht, das ist verboten«. Er erklärte, der Polizist an der Tür hätte am Sonntag immer ein Auge darauf, dass nur Tabak verkauft werde, sonst nichts. Inzwischen war ich allein im Laden. »Aber ich brauche es«, sagte ich, »ich brauche es unbedingt.« Ich sprach leise, dringlich, ich wollte darauf bestehen, ihn beschwören. Er blickte sich um, griff verstohlen nach einem Heft, reichte es mir über die Theke und sagte: »Stecken Sie es unter den Mantel.«

Den ganzen Heimweg über behielt ich es unter meinem Mantel. Während die Pförtnerin mir irgendetwas über die Gasleitung erzählte, fürchtete ich, es würde herausrutschen und zu Boden fallen. Mit glühenden Wangen schloss ich die Wohnungstür auf. Ich wollte geradewegs ins Schlafzimmer gehen, als mir einfiel, dass Michele noch im Bett lag. »Mama ...«, rief Mirella. Riccardo fragte: »Hast du die Zeitung gekauft, Mama?« Ich war hektisch, konfus, fürchtete, ich käme nicht rechtzeitig aus dem Mantel, ehe jemand auftauchte. »Ich werde es in den Kleiderschrank stecken«, überlegte ich, »oder nein, Mirella schaut ständig hinein, um sich Dinge von mir zu leihen, ein paar Handschuhe oder eine Bluse. An der Kommode ist Michele dauernd zugange. Den Schreibtisch hat Riccardo besetzt.« Mir ging auf, dass es in der ganzen Wohnung kein Schubfach und keinen Winkel mehr gab, der noch mir gehörte. Ich nahm mir vor, von nun an meine Rechte geltend zu machen. »In den Wäscheschrank«, beschloss ich,

doch dann fiel mir ein, dass Mirella jeden Sonntag zum Decken ein frisches Tischtuch herausnimmt. Schließlich warf ich es in den Lumpensack in der Küche. Ich konnte den Sack gerade noch schließen, als Mirella hereinkam. »Was ist los, Mama?«, fragte sie. »Du bist ja ganz rot.« »Das muss am Mantel liegen«, entgegnete ich und zog ihn aus, »heute ist es warm draußen.« Fast rechnete ich damit, sie würde sagen: »Nein, das stimmt nicht, du hast etwas im Sack versteckt.« Vergeblich versuchte ich mir einzureden, dass ich nichts Schlimmes getan hatte. Wieder hatte ich die mahnende Stimme des Tabakhändlers im Ohr: »Das ist verboten.«

10. Dezember

Gut zwei Wochen hielt ich das Heft versteckt, ohne hineinschreiben zu können. Es war von Anfang an sehr schwierig, dauernd einen neuen Platz, neue Verstecke zu finden, wo es nicht sogleich entdeckt werden würde. Riccardo hätte es für seine Vorlesungsnotizen genommen oder Mirella hätte es als Tagebuch benutzt und in ihre Schublade gesperrt. Natürlich hätte ich es verteidigen und sagen können, es gehöre mir, doch dann hätte ich erklären müssen, wozu ich es brauche. Für die Haushaltsabrechnungen verwende ich immer diese Werbeterminkalender, die Michele mir zu jedem neuen Jahr aus der Bank mitbringt: Bestimmt hätte er mir freundlich nahegelegt, das Heft an Riccardo abzutreten. Und ich hätte sofort darauf verzichtet und mir nicht einfallen lassen, ein neues zu kaufen. Also habe ich alles darangesetzt, es nicht so weit kommen zu lassen, obgleich ich – das muss ich zugeben –, seit ich dieses Heft besitze, keine ruhige Minute mehr

hatte. Früher tat es mir immer leid, wenn die Kinder das Haus verließen, doch jetzt warte ich nur darauf, damit ich endlich allein sein und schreiben kann. Bis jetzt habe ich nie darüber nachgedacht, dass ich, der Beengtheit unserer Wohnung und meiner Bürozeiten wegen, kaum allein bin. Ich musste schwindeln, um mit diesem Tagebuch beginnen zu können: Ich habe drei Karten für das Fußballspiel gekauft und behauptet, eine Kollegin aus dem Büro hätte sie mir geschenkt. Ein zweifacher Schwindel, denn für die Karten habe ich Geld aus der Haushaltskasse abgeknapst. Gleich nach dem Frühstück habe ich Michele und den Kindern beim Anziehen geholfen, Mirella meinen dicken Mantel geliehen, mich liebevoll von ihnen verabschiedet und mit einem wohligen Schauer die Haustür geschlossen. Sofort kam ich mir schuldig vor und lief zum Fenster, kurz davor, sie zurückzurufen. Sie waren bereits weit weg, und mir war, als liefen sie geradewegs in einen von mir ausgeheckten Hinterhalt, statt zu einem harmlosen Fußballspiel. Sie lachten miteinander, und dieses Lachen versetzte mir einen reuevollen Stich. Zurück in der Wohnung wollte ich mich sogleich ans Schreiben machen, doch da war noch der Abwasch: Mirella hatte mir nicht dabei helfen können, wie sonst sonntags. Sogar der eigentlich so ordentliche Michele hatte den Schrank offengelassen, überall lagen Krawatten herum, genau wie heute. Heute habe ich wieder Karten fürs Fußballspiel gekauft, und so habe ich einen Moment Ruhe. Das Seltsame daran ist, dass ich, kaum kann ich das Heft endlich aus seinem Versteck holen und mich ans Schreiben setzen, von nichts anderem zu berichten weiß als von meinem täglichen Kampf, es geheim zu halten. Zurzeit verstecke ich es im alten Schrankkoffer, in dem wir den Sommer über die Wintersachen verstauen. Vor zwei Tagen musste ich Mirella davon abhalten, ihre dicken Skihosen hervorzuholen, die sie,

seit wir aufs Heizen verzichten, auch in der Wohnung trägt. Im Koffer lag das Heft, und kaum hätte sie den Deckel angehoben, hätte sie es entdeckt. »Lass doch, das hat doch noch Zeit«, sagte ich zu ihr. »Mir ist aber kalt«, protestierte sie. Ich blieb so unerbittlich, dass selbst Michele aufhorchte. Als wir allein waren, sagte er, er begreife nicht, weshalb ich Mirella Kontra gegeben hätte. »Ich weiß, was ich tue«, antwortete ich ungewohnt scharf, und er blickte mich verwundert an. »Ich mag es nicht, wenn du dich in meine Diskussionen mit den Kindern einmischst«, fuhr ich fort. »Du nimmst mir ihnen gegenüber jede Autorität.« Und als er einwandte, für gewöhnlich würde ich ihm vorhalten, sich nicht genug um sie zu kümmern, und mit einem scherzhaften: »Was ist denn heute mit dir los, Mama?« auf mich zutrat, kam mir der Verdacht, dass ich allmählich so nervös und reizbar werde wie – angeblich – alle Frauen jenseits der Vierzig. Und da Michele vermutlich das Gleiche dachte, fühlte ich mich zutiefst gedemütigt.

11. Dezember

Beim abermaligen Lesen dessen, was ich gestern geschrieben habe, kommt mir die Frage, ob meine Veränderung nicht mit dem Tag begann, als mein Mann anfang, mich scherzhaft »Mama« zu nennen. Anfangs gefiel mir das sehr, es gab mir das Gefühl, die einzige Erwachsene im Haus zu sein, die Einzige, die bereits alles über das Leben wusste. Es steigerte mein Verantwortungsgefühl, das ich schon immer besaß, schon als Kind. Es gefiel mir auch deshalb so sehr, weil es meine Zärtlichkeitsanwandlungen rechtfertigte, die Micheles Art in mir auslöst, denn obwohl er fast fünfzig ist, hat er sich etwas Un-

schuldiges, Kindliches bewahrt. Wenn er mich »Mama« nennt, reagiere ich mit der gleichen zärtlichen Strenge wie damals bei Riccardo, als er noch klein war. Doch jetzt wird mir klar, dass das falsch gewesen ist: Er war der einzige Mensch, für den ich Valeria war. Meine Eltern nennen mich seit jeher Bebe, und bei ihnen ist es schwer, eine andere zu sein als das kleine Mädchen, dem sie diesen Spitznamen gaben; denn auch wenn beide von mir all das erwarten, was man von erwachsenen Menschen erwartet, will ihnen offenbar nicht in den Kopf, dass ich tatsächlich erwachsen bin. Ja, Michele war der Einzige, für den ich Valeria war. Für manche Freundinnen bin ich noch die Pisani, die Schulkameradin, für andere bin ich die Frau von Michele, die Mutter von Riccardo und Mirella. Doch für ihn war ich, seit wir uns kennenlernten, nur Valeria.

15. Dezember

Jedes Mal, wenn ich dieses Heft aufschlage, betrachte ich meinen Namen auf der ersten Seite. Mir gefällt meine schlichte, maßvolle, seitlich geneigte Handschrift, die dennoch deutlich mein Alter verrät. Ich bin dreiundvierzig Jahre alt, auch wenn ich es, sobald ich daran denke, kaum glauben mag. Auch die anderen sind erstaunt, wenn sie mich neben meinen Kindern sehen, und machen mir Komplimente, die bei Riccardo und Mirella ein betretenes Lächeln auslösen. Ich bin also dreiundvierzig, und es erscheint mir entwürdigend, mich kindischer Tricks bedienen zu müssen, um in ein Heft zu schreiben. Ich komme daher nicht umhin, Michele und den Kindern von diesem Tagebuch zu erzählen und darauf zu bestehen, mich in ein Zimmer zurückziehen und schreiben zu dürfen, wann

immer mir danach ist. Ich habe mich von Anfang an töricht verhalten, und wenn ich so weitermache, wird mein Schuldgefühl beim Schreiben dieser arglosen Zeilen nur noch größer. Das Ganze ist absurd. Doch inzwischen habe ich nicht einmal mehr im Büro meine Ruhe. Sobald der Direktor mich bittet länger zu bleiben, fürchte ich, Michele könnte vor mir zu Hause sein und aus einem unerfindlichen Grund in den alten Unterlagen kramen, unter denen ich das Heft verstecke. Darum erfinde ich häufig eine Ausrede und verzichte auf die bezahlten Überstunden. Voller Sorge kehre ich heim; hängt Micheles Mantel im Eingang, bleibt mir das Herz stehen: Ich gehe ins Esszimmer und fürchte, Michele könnte mit dem schwarzglänzenden Heft dort stehen. Unterhält er sich gerade mit den Kindern, glaube ich dennoch, er könnte es gefunden haben und nur darauf warten, mit mir allein zu sein und mich zur Rede zu stellen. Jeden Abend bilde ich mir ein, er würde unsere Schlafzimmertür besonderes gewissenhaft schließen, bis er das Einrasten der Klinke hört. »Gleich dreht er sich um und spricht mich darauf an.« Doch er sagt nichts, und ich habe festgestellt, dass er die Tür aus pedantischer Gewohnheit immer so schließt.

Vor zwei Tagen rief Michele mich im Büro an, und sofort befürchtete ich, er wäre aus irgendeinem Grund nach Hause gekommen und hätte das Heft gefunden. Wie versteinert nahm ich das Gespräch entgegen. »Hör mal, ich muss dir etwas sagen ...«, begann er. Sekundenlang überlegte ich fieberhaft, ob ich auf meinem Recht bestehen sollte, so viele Hefte zu haben, wie ich will, und hineinzuschreiben, was mir passt, oder ob ich ihn bitten sollte: »Michele, versteh doch, ich weiß, es war ein Fehler ...« Aber er wollte lediglich wissen, ob Riccardo daran gedacht hatte, die Studiengebühren zu bezahlen, die spätestens an diesem Tag fällig waren.

Gestern nach dem Abendessen habe ich zu Mirella gesagt, ihre Angewohnheit, die Schreibtischschublade abzuschließen, gefalle mir nicht. Sie erwiderte überrascht, das tue sie schon seit Jahren. Und seit Jahren hieße ich es nicht gut, gab ich zurück. Mirella antwortete aufgebracht, sie lerne nur so viel, weil sie endlich arbeiten, unabhängig sein und von zuhause ausziehen wolle, sobald sie volljährig sei: Dann könne sie immer alle Schubfächer abschließen, und niemand würde sich daran stoßen. Sie bewahre darin ihr Tagebuch auf, fuhr sie fort, deshalb schließe sie es ab, und übrigens würde Riccardo mit den Briefen seiner Freundinnen das Gleiche tun. Ich erwiderte, dann hätten Michele und ich ebenfalls das Recht auf eine abgeschlossene Schublade. »Die haben wir doch«, bemerkte Michele, »unsere Geldschublade.« Ich beharrte, ich hätte gerne eine für mich allein. »Und was willst du damit?«, fragte er lächelnd. »Keine Ahnung, meine persönlichen Unterlagen darin aufbewahren«, antwortete ich, »ein paar Erinnerungen. Oder eben ein Tagebuch, wie Mirella.« Alle, einschließlich Michele, begannen zu lachen bei der Vorstellung, ich könnte ein Tagebuch führen. »Und was würdest du hineinschreiben, Mama?«, fragte er. Mirella fand die Sache so komisch, dass sie ihren Groll vergaß. Ich verteidigte mich weiter, ohne auf ihr Lachen einzugehen. Daraufhin erhob sich Riccardo mit ernster Miene und kam auf mich zu. »Das ist schon richtig«, sagte er gewichtig, »sie hat auch das Recht, Tagebuch zu führen wie Mirella, ein geheimes Tagebuch, ein Liebestagebuch vielleicht. Ich habe sowieso schon seit einer Weile den Verdacht, dass sie einen heimlichen Verehrer hat.« Er gab sich ganz ernst und runzelte die Stirn, und Michele spielte mit, machte ein sorgen-

volles Gesicht und sagte, das stimme, Mama scheine nicht mehr dieselbe zu sein, man müsse ein Auge auf sie haben. Wieder brachen alle in lautes Gelächter aus, kamen zu mir und umarmten mich, auch Mirella. Riccardo nahm mein Kinn zwischen die Finger und fragte fürsorglich: »Sag, was willst du reinschreiben ins Tagebuch?« Plötzlich brach ich in Tränen aus und wusste nicht warum, ich fühlte mich unendlich müde. Riccardo wurde blass, nahm mich in die Arme und sagte: »Das war doch nur ein Scherz, Mamilein, hörst du? Entschuldige ...« Er drehte sich zu seiner Schwester um und sagte, so etwas passiere immer nur ihretwegen. Mirella stürmte aus dem Esszimmer und schlug die Tür hinter sich zu.

Kurz darauf ging auch Riccardo zu Bett, und Michele und ich blieben allein. Michele sagte in nachsichtigem Ton, er verstehe meine mütterliche Eifersucht sehr gut, doch müsse ich mich daran gewöhnen, Mirella als großes Mädchen zu sehen, als Frau. Darum gehe es gar nicht, wollte ich widersprechen, doch er fuhr fort: »Sie ist neunzehn Jahre alt, es ist ganz normal, dass es Dinge gibt, Empfindungen, Gefühle, die sie nicht mit der Familie teilen möchte. Ein kleines Geheimnis eben.« »Und was ist mit uns?«, erwiderte ich. »Haben wir kein Recht auf Geheimnisse?« Michele nahm meine Hand und streichelte sie sanft. »Ach, Liebes«, sagte er, »welche Geheimnisse sollten wir in unserem Alter denn noch haben?« Hätte er dabei verschmitzt und amüsiert geklungen, hätte ich protestiert, doch sein resignierter Tonfall ließ mich blass werden. Ich schaute zur Tür, um sicherzugehen, dass die Kinder im Bett wären und ebenfalls glauben konnten, dass mein Schwächemoment mütterlicher Eifersucht geschuldet war. »Du bist blass, Mama«, sagte Michele. »Du verausgabst dich zu sehr, arbeitest zu viel, ich hole dir einen Cognac.« Ich fuhr auf und lehnte ab. Er bestand darauf. »Danke«, sagte ich, »aber ich möchte nichts trin-

ken, es ist schon vorüber. Wahrscheinlich hast du recht und ich war einfach nur müde, aber jetzt geht es mir wieder bestens.« Mit einem beschwichtigenden Lächeln umarmte ich ihn. »Typisch Mama: gleich wieder obenauf«, bemerkte Michele zärtlich. »Also kein Cognac.« Verlegen schaute ich weg. In der Speisekammer hatte ich neben der Cognacflasche, in einer alten Keksdose, das Heft versteckt.

27. Dezember

Vor zwei Tagen war Weihnachten. An Heiligabend waren Riccardo und Mirella zu einem Ball eingeladen, bei unseren alten Freunden, den Caprellis, die ihre Tochter mit diesem Anlass in die Gesellschaft einführen wollten. Die Einladung wurde von den Kindern freudig aufgenommen, denn die Caprellis sind wohlhabende Leute, die es bei ihren Empfängen an Großzügigkeit und gutem Geschmack nicht fehlen lassen. Ich freute mich auch, denn so konnte ich mit Michele allein zu Abend essen wie damals, als wir frisch verheiratet waren. Mirella war glücklich bei der Vorstellung, wieder ihr erstes, im vergangenen Karneval eingeweihtes Abendkleid zu tragen, und Riccardo durfte sich wie im vorigen Jahr Micheles Smoking leihen. Für den Anlass hatte ich Mirella einen Tüllschal mit Goldflitter und Riccardo eines dieser neumodischen Smokinghemden mit weichem Kragen gekauft. Weil wir uns alle vier einen schönen Abend versprochen, war es ein fröhlicher Nachmittag. Mirella sah in ihrem Kleid entzückend aus: Die Vorfreude hatte ihre stets etwas mürrische, leicht trotzig Miene vertrieben. Als sie ins Esszimmer trat, sich verhalten im Kreis drehte, damit wir ihr weites Kleid bewundern

konnten, und ihr Gesicht in einem ungewohnten Anflug von Schüchternheit hinter dem Schal verbarg, entfuhrn Vater und Bruder laute Bewunderungsrufe, fast erstaunt darüber, dass in der Tochter und Schwester ein so attraktives Mädchen steckte. Auch ich musste lächeln, ich war richtig stolz: Fast hätte ich gesagt, dass ich sie am liebsten immer so sehen würde, so heiter und anmutig, wie es ein fast zwanzigjähriges Mädchen sein sollte. Doch dann kam mir der Gedanke, dass sie für andere vielleicht immer so und völlig anders ist, als wir sie kennen. Und während ich mich beunruhigt fragte, ob eine ihrer Seiten wohl gespielt und aufgesetzt sei, ging mir auf, dass nicht sie anders ist, sondern dass lediglich die Rollen wechseln, die sie zuhause und woanders zu spielen gezwungen ist. Uns ist die undankbarste vorbehalten.

Vom Anblick der Schwester angespornt, ging Riccardo sich umziehen. Kurz darauf rief er mich aus dem Schlafzimmer. Sein Tonfall verriet mir sofort, was los war. Offen gestanden, hatte ich es schon seit Tagen kommen sehen, doch erst sein »Mama« zwang mich, es mir einzugestehen: Michele Smoking war ihm zu klein, die Ärmel zu kurz geworden. Er stand mitten im Schlafzimmer und blickte mich in haltloser Enttäuschung an. Schon letztes Jahr war ihm der Smoking knapp gewesen; wir hatten gespaßt, er dürfe bloß kein Mädchen umarmen, sonst würde der Anzug am Rücken platzen und die Ärmelnähte würden reißen. Seitdem ist Riccardo kräftiger geworden und womöglich noch gewachsen. Hoffnungsvoll sah er mich an, als würde mit meinem Auftauchen wie durch ein Wunder alles wieder gut, wie damals, als er noch klein war. Wie gern hätte ich ihm diesen Wunsch erfüllt. Einen Moment lang war ich kurz davor zu sagen: »Sitzt doch prima«, in der Hoffnung, er könnte mir glauben. »Das geht so nicht«, sagte ich stattdessen. Ich ging zu ihm, betastete die